

Es schließen sich drei Diskutantenbeiträge an, zunächst von Tatiana ZHURZHENKO („*Language, Ethnicity and Boundaries in Ukraine: A Response to the Papers and Debate*“, S. 67–74), dann Marija MITROVIĆ („*Language, Borders, Identity: A Response to Ranko Bugarski*“, S. 75–77) und Melitta RICHTER MALABOTTA („*Semantics of War in Former Yugoslavia: A Response to the Papers and Debate*“, S. 78–87). Diese drei Texte tragen in keiner Weise dazu bei, den Gesamteindruck des Bandes zu verbessern. Zhurzhenko unternimmt den abwegigen Vergleich zwischen Jugoslawien und der postsowjetischen Ukraine. Auch wenn die Ukraine heute durch kulturelle und sprachliche Heterogenität gekennzeichnet ist (dem national-ukrainischen Westen mit hoher ukrainischer Sprachloyalität steht das Zentrum und der weitgehend russischsprachige Osten gegenüber), so ergibt sich keinerlei Vergleichspotential zwischen der kroatisch-serbischen Konvergenz und dem Jugoslawismus als kulturellem und dann politischem Konstrukt seit dem 19. Jahrhundert und den Minderheitenproblemen der Ukraine im Rahmen der Konflation von Russentum und Sowjetideologie.

Der gesamte Band ist durchzogen von ärgerlichen Druckfehlern, wobei besonders nonchalant mit slawischen Namen umgegangen wurde (S. 12: Neweklowski statt Neweklowsky, S. 12: Zybatov statt Zybatow, S. 77: Prešern statt Prešeren; mehrfach fehlen Diakritika, weiterhin werden längst erschienene Bände wie DEDAIC/NELSON 2003 auf S. 12 oder BUGARSKI/HAWKESWORTH 2004 auf S. 37 als „forthcoming“ geführt).

Der an derart prominenter Stelle publizierte Band diskreditiert das innovative Thema, das er behandelt, und wirft zugleich ein schlechtes Licht auf unser Fach, da die Forschungslage in völlig inadäquater Weise dargestellt wird. Die Herausgeberinnen hätten sich schon die Mühe machen sollen, geeignetere Beiträge zu finden. Hierfür ist jedoch eine gewisse Einarbeitung in die Thematik vonnöten, um Autoren laufender oder gerade abgeschlossener Doktorarbeiten ausfindig zu machen. Mit der Einladung an ŠKILJAN und BUGARSKI haben BUSCH/KELLY-HOLMES die etablierte Diskursgemeinschaft bestätigt, die in Sammelbänden der letzten 15 Jahren geradezu monopolistisch zum Ende des Serbokroatischen schreibt, ohne wirklich neue Forschungsergebnisse einzubringen. Ich nenne hier nur einen idealen Beiträger, der seit Jahren antinationalistische Gegendiskurse der 1990er Jahre beschreibt: Stef JANSEN, dessen Monographie „*Antinacionalizam – etnografija otpora u Beogradu i Zagrebu*“ gerade im Verlag *XX vek* von Ivan ČOLOVIĆ in Belgrad erschienen ist. Um es also nochmals zu betonen: Die mit Ex-Jugoslawien befasste interdisziplinäre Südosteuropa-Forschung steht auf unvergleichlich höherem Niveau als dieser Band von BUSCH/KELLY-HOLMES.

Erlangen/Freiburg i.Br.

CHRISTIAN VOSS

ROBERT D. GREENBERG: *Language and Identity in the Balkans. Serbo-Croatian and its Disintegration*. Oxford University Press: Oxford, New York 2004. 188 S. ISBN 0-19-925815-5.

Der vorliegende Band von GREENBERG füllt eine klaffende Lücke in der Südslawistik, nämlich eine Überblicksdarstellung zur Sprachgeschichte Jugoslawiens. Diese Auf-

gabe kommt sicherlich der US-Slawistik zu, die einerseits aufgrund der geographischen Distanz eine größere Unbefangenheit an den Tag legt, andererseits auch stärker als die Westeuropäer bereit ist, die ethnischen Probleme Jugoslawiens in Verbindung mit den Integrationsproblemen der eigenen Gesellschaft zu sehen: Dies belegt allein der vieldiskutierte Artikel von Samuel HUNTINGTON „The Hispanic Challenge“ (in: *Foreign Affairs*, March-April 2004), der den fehlenden Assimilationswillen der spanischsprachigen Mittelamerikaner in den USA und die absehbare Majorisierung der weißen Bevölkerung mit dem muslimisch-serbischen Konflikt in Bosnien verglichen hat. Greenberg, einschlägig durch seine dialektologische Dissertation zu serbokroatischen Appellativa bekannt, ist um die Jahrtausendwende zudem als *Fulbright*-Stipendiat in Ex-Jugoslawien unterwegs gewesen. Diese vom *State Department* ausgelobten Stipendien verpflichten gewissermaßen zu lebenslanger beratender Funktion für das US-Außenministerium, so dass man Greenbergs Prognosen mit doppelter Aufmerksamkeit lesen sollte. Gerade in dieser politikberatenden Hinsicht ist wohl auch Greenbergs Fokussierung der montenegrinischen Sprachfrage zu sehen, die in den 2000er Jahren sozusagen als letzte der ex-jugoslawischen Teilrepubliken den Schritt der Nationalisierung und Territorialisierung des ehemaligen Serbokroatischen noch vor sich hat.

Greenbergs Resümee ist mehr als ambivalent: Während wir im vorletzten Satz des Buches einen gewissen Optimismus herauslesen („... but the possibility remains that at some future point, when ethnic reconciliation is possible, language convergence would once again be in order“, S. 167), lautet der Schlusssatz: „Perhaps after the next generation of Croats, Bosniacs, Serbs, and Montenegrins assume positions of power, they truly will not be able to understand one another any longer“ (S. 167). Dieses Urteil wirkt nicht schlüssig und kann nicht überzeugen: Der bosnjakische Sprachausbau – so Greenberg zuvor – ist stecken geblieben, die kroatische Bevölkerung ist des Purismus bereits überdrüssig, und den Montenegrinern ist bis auf die drei neuen Grapheme <3, ś, ž>, deren phonologischer Status zudem nicht gesichert ist, nichts eingefallen: Wenn also selbst unmittelbar nach dem Krieg 1991–1995 radikale Sprachpolitik ausgeblieben ist, wie soll dann eine Sprachentwicklung in Gang kommen, die zu gegenseitiger Nichtverständlichkeit führt?

Der Selbstanspruch des Autors ist hoch: „This work fills an important gap in Balkan studies, as it constitutes the first comprehensive study devoted to the intersection of language, nationalism, and identity politics in the former Yugoslavia“ (S. 3).

Wer die Lektüre erwartungsvoll beginnt, wird rasch enttäuscht: Zum einen ist der Titel deutlich zu groß formuliert, zum anderen findet eine m.E. scharf zu kritisierende Gleichsetzung von Balkan und Jugoslawien statt, wie sie während der 1990er Jahre für die Regenbogenpresse typisch war. Es wird nicht klar, warum Greenberg das Schlagwort „Balkan“ überhaupt bemüht: Der jugoslawische Fall – das südslawische *Risorgimento* in Form des Illyrismus und Jugoslawismus ebenso wie die beiden Staatsexperimente (erst als „dreinamige Nation“, dann als supranationaler Sozialismus) – läuft diametral der sinnlosen Fragmentierung und Kleinstaaterei zuwider, die landläufig als „Balkanisierung“ verbucht werden. Greenbergs „Balkan“ beschränkt sich jedoch nicht auf Jugoslawien (d.h. unter Einschluss der slowenischen und makedonischen Sprachfrage sowie der *narodnosti* und *etničke zajednice*), sondern sein Rahmen wird noch enger, nämlich nur das Serbokroatische. Dieses Thema wird dann

allerdings sehr souverän abgehandelt, doch auch hier zeigt ein Blick in die Bibliographie große Lücken: Es findet sich nicht eine historische Darstellung zur jugoslawischen Geschichte – selbst die großen Namen von Sabrina RAMET, Ivo BANAC, John LAMPE, Dennison RUSINOV oder Svein MØNNESLAND fehlen.

Nun gut, wird mancher sagen, wozu soll die Linguistik die Historiker bemühen? Die Antwort ist einfach: Ohne Grundkenntnisse der jugoslawischen Geschichte neigt man rasch zu monokausalen Fehlschlüssen, so dass Greenberg das Scheitern des Serbokroatischen defätistisch mit innersprachlichen Argumenten erklärt (im Schlussabsatz des Kapitels „Serbo-Croatian“, S. 57): „... and the break-up of the unified language into two of its components – Serbian and Croatian – in itself was not surprising, given the unwillingness of both sides to give up their respective dialects, alphabets, writing systems, and approaches on issues related to vocabulary“. Wer das Scheitern des jugoslawischen Experiments durch die fehlende *sprachliche* Stringenz erklären will, sei z.B. auf das Buch von Charles JELAVICH *South Slav Nationalisms – Textbooks and Yugoslav Union before 1914* (Columbus 1990) verwiesen, in dem veranschaulicht wird, wie wenig die Südslawen durch Schulcurricula auf die staatliche Einigung 1918 vorbereitet worden sind. Vor allem sei an das grundlegende Missverständnis zwischen kroatischem Föderalismus und serbischem Unitarismus erinnert, das innerhalb des ersten Jahrzehnts des SHS-Staats das jugoslawische Modell verheerend (eigentlich für das ganze 20. Jahrhundert) diskreditiert hat. Angesichts dieser grundlegenden Differenz des kroatischen und serbischen Nationalismus, den schon Wolf-Dietrich BEHSCHNITT 1976 beschrieben hat, scheint es geradezu lächerlich, orthographische Detailfragen (wie kroat. *pisat ću* vs. serb. *писаћу*) für das Scheitern des Serbokroatischen verantwortlich zu machen.

Greenberg stellt zur Stützung dieser These die beiden „Agreements“, wie er sie nennt, von 1850 und 1954 gegenüber, deren Abdruck zugleich den Anhang bilden: Dies macht keinen Sinn, da das erste eine Absichtserklärung einiger Intellektueller war zu einer Zeit, in der die Errichtung eines Staates in den Grenzen von 1918 völlig utopisch war, das zweite ein staatlich initiiertes Abkommen, das 1954 die kroatisch-serbische „Brüderlichkeit und Einigkeit“ demonstrieren und vor allem die separatistische Sprachpolitik der Ustaše 1941–1945 neutralisieren sollte.

Kommen wir nun zu den guten Seiten des Buches: Ein Vorteil, der den Band deutlich von der bisherigen Literatur absetzt, ist die Tatsache, dass sich Greenberg in Kroatien, Serbien, Bosnien-Herzegowina und Montenegro gleichermaßen gut auskennt. Auch seiner Grundthese ist zuzustimmen: Die Fragmentierung des Serbokroatischen verläuft bis heute entlang der Republikgrenzen, die im Laufe von vier titojugoslawischen Verfassungen als „Nationen“ festgeschrieben wurden: Die sprachliche Vierteilung (d.h. ohne Slowenien und Makedonien) ist also kein *deus ex machina* der 1990er Jahre, sondern funktioniert als *longue durée*. Auch wenn die penetrant amerikanischen Späßtitel nicht jedermanns Sache sind, liefert Greenberg in den Kapiteln „Serbian: Isn't my language your language?“ (S. 58–87), „Montenegrin: A mountain out of a mole hill?“ (S. 88–108), „Croatian: We are separate but equal twins“ (S. 109–134) und „Bosnian: A three-humped camel?“ (S. 135–158) Soziolinguistik auf höchstem Niveau. Diese 100 Seiten fassen konzis und kompetent die „post-serbokroatischen“ Sprachplanungsprozesse zusammen. In komprimierter Form wird der weltweit wohl einzigartige Fall dargelegt, wie sich *vier* Standardsprachen herausbilden,

die alle *dieselbe* Dialektbasis (mit)benutzen (nämlich ijekavisches Neuštokavisch). Allerdings ist hier ein zu starker Fokus auf den Elitendiskurs (unter Berücksichtigung nationaler Phantasten) zu monieren: Wie tatsächlich „Identität und Sprache“ der Ex-Jugoslawen aussehen und wie sich das Kriegstrauma auf Sprachattitüden und Sprachverwendung ausgewirkt hat, die ganz offensichtlich diskrepant sind, bleibt offen. Greenbergs Buch sollte korrekterweise den Titel „Die Sprachdiskussion in vier ex-jugoslawischen Teilrepubliken 1991–2003“ tragen, denn auch in diesen vier Kapiteln fehlt die historische Bodenhaftung.

Diese finden wir nur im Einleitungskapitel „Serbo-Croatian: United or not we fall“ (S. 16–57), wo auf 40 Seiten die Konvergenz des Kroatischen und Serbischen im 19. Jahrhundert vorgeführt wird: Das Problem der serbokroatischen Konstellation besteht darin, dass mit der begeisterten Akzeptanz der kroatischen Illyristen des volkssprachlichen Modells von Vuk St. KARADŽIĆ kein dialektal-synthetisches und somit neutrales Sprachmodell geschaffen wurde, sondern ein Sprachsystem, das der dominierenden Gruppe im Staat sehr ähnlich war und daher im 20. Jahrhundert kontinuierlich als Symbol serbischer Hegemonie konnotiert war (und es während der Königsdiktatur 1929–1941 de facto auch war). Der logische Kompromiss des 19. Jahrhunderts auf den Dialekt mit der höchsten Inklusionswirkung stellt heutige Sprachnationalisten vor gewaltige Probleme: Durch die Aufgabe der kajkavischen und čakavischen Tradition haben die Kroaten eine „ethnisch exklusive“ Dialektbasis verloren, was allerdings auch für die Serben gilt: Die sprachliche Differenz zwischen den kroatischen und bosnischen Serben und den ekavischsprechenden Serben in Belgrad ist bis heute nicht gelöst. Letzte Frage nach der Ekavisierung der serbischen Sprachnorm steht in Wechselwirkung mit der Zukunft des (ijekavischen) Montenegrinischen: Eine eindeutige Sprachnormierung der einen Seite würde eine ebenso eindeutige Gegenreaktion der anderen hervorrufen. Letztlich, so Greenberg, hängt eine mögliche national-montenegrinische Semantisierung des Ijekavischen und dementsprechend eine Umkodifizierung des Serbischen als exklusiv Ekavisch von der politischen Entwicklung ab.

Greenbergs Studie ist sicherlich ein Referenzwerk für die jüngsten Sprachplanungsprozesse, zudem hier die Überforschung der kroatischen Sprachpolitik kompensiert und in den Gesamtrahmen eingeordnet wird. Greenberg ist methodisch zu vielseitig und zu modern, um sich mit einem dogmatischen und rein innersprachlich gestützten Urteil über das Serbokroatische als „weiterhin eine Sprache“ zu begnügen. Er nimmt alle involvierten Parteien ernst und zeichnet ihre Argumente nach. Allerdings baut seine Darstellung kein Verständnis dafür auf, wieso im ex-jugoslawischen Fall, der von der „materiellen“ Seite (dem sprachlichen Abstand der Dialekte) hierfür denkbar ungeeignet ist, Sprache derart stark auf ihre nationale Symbolkraft reduziert werden konnte und wie dies in den größeren Kontext des Buchtitels „Sprache und Identität auf dem Balkan“ einzuordnen ist. Die scheinbar unreflektierte Verwendung des Schlagworts „Balkan“ sichert der Oxford University Press sicherlich die Verkaufszahlen, der Preis hierfür ist aber hoch, nämlich die unterschwellige Verbreitung des Balkanstereotyps eines irrationalen, unverbesserlich nationalistischen Mikrokosmos.

Erlangen/Freiburg

CHRISTIAN VOSS